

Das Gespräch aus der Ferne - Vierteljahrshefte zu
wesentlichen Lebensfragen unserer Zeit
Winter 2009, Heft 390, 63. Jg.

Bücher Bücher Bücher Bücher

Sieger oder nur Gewinner?

Gedanken zu einem Buch
über die Ambivalenz der
"Wende" von 1989

Daniela Dahn: „Wehe dem Sieger! Ohne Osten kein Westen“, Rowohlt, 2. Auflage 2009

Jubiläen sind wie Denkmäler. Gut gemacht, verleiten sie uns nicht nur zur Ehrfurcht, sondern auch zum Nachdenken. Man kommt ins Grübeln. Dies galt - und gilt noch - besonders für das Zwanzigjährige von Mauerfall und friedlicher Ost-Revolution. Immerhin bewegen wir uns allesamt seitdem im Fahrwasser dieser historischen Zäsur. Und so recht wissen wir nicht, wohin wir in diesem Strom treiben. An Überlegungen, die helfen, das herauszufinden, sollte uns deshalb gelegen sein, ganz gleich, aus welcher Himmelsrichtung sie kommen. Mit ihrem Buch „Wehe dem Sieger“ hat die ehemalige DDR-Bürgerrechtlerin Daniela Dahn sich in dieser Angelegenheit erneut (und bereits in zweiter Auflage) zu Wort gemeldet.

Mit „Sieger“ sind natürlich wir gemeint, die ehemaligen Westler, nicht etwa die Montagsdemonstranten von Leipzig. Doch dazu später. Es gehe ihr, schreibt die Autorin in ihrer Einleitung, um den „bescheidene(n) Versuch, die Geschichte seit dem Untergang des Sozialismus noch einmal anders zu erzählen.“ Dabei wolle sie explizit keine Wahrheiten verkünden, ja, sie nennt ihre Publikation sogar ein „Buch des Zweifels“. Tatsache ist aber, dass man in ihm mit mehr Wahr-

heiten konfrontiert wird, als manchem vielleicht lieb ist, noch dazu mit einigen unangenehmen, zumindest aber ungewohnten. Denn sie flickt unserer von uns so selbstverständlich für o. k. gehaltenen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung so sehr am Zeuge, dass man hier und da schon verschluckt sein kann. Zudem beteiligt sie sich ganz und gar nicht an der gängigen Pauschalverurteilung all dessen, was vierzig Jahre das Leben hinter dem Eisernen Vorhang geprägt hat.

Wem allein das bereits suspekt ist oder bei wem nach den ersten Seiten gar der Verdacht aufkommt, da wolle jemand über die Hintertür eine gottlob überwundene Tyrannei wieder salonfähig machen, dem sei dringend empfohlen: Frönen Sie diesmal ruhig einer Unsitte! Unterbrechen Sie die Lektüre nach der Einleitung und fahren sie mit ihr zunächst auf Seite 159 fort. Denn spätestens ab da wird auch dem letzten Leser klar, dass die Autorin - im Osten einst Gründungsmitglied der Wende-Partei „Demokratischer Aufbruch“ - trotz harscher Kapitalismuskritik nichts am Hut hat mit den Ewiggestrigen, die „nun wiederum zur Restauration pseudo-sozialistischer Strukturen rüsten“. „Die Aufräumarbeiten der Geschichte“, schreibt sie, „haben dankenswerterweise ein Ungetüm aus dem Weg geschafft und eine für jedermann unmissverständliche Botschaft hinterlassen: Nie wieder Stalinismus, nie wieder politbürokratische Diktatur!“ Das sollten wir anerkennen. Doch nebenbei sei gefragt: Wann werden wir nicht mehr von einem jedem, der unsere Marktwirtschaft in Frage stellt, zumal wenn er aus dem Osten kommt, solcherart (polit-)polizeiliches Führungszeugnis verlangen? (Aber wir haben uns doch auch so schön daran gewöhnt, uns gleichsam als koscher beweisen zu müssen, bevor

wir es wagen dürfen, israelische Regierungspolitik zu missbilligen.)

Auf jeden Fall ist die hier zitierte Klarstellung ein gutes Fundament dafür, uns von Frau Dahn auch provozierend vor Augen führen zu lassen, dass der Staat, in dem sie leben musste, uns in mancher Hinsicht sogar voraus war. Dabei handelt es sich durchaus nicht um Nebensächlichkeiten, etwa an den Haaren herbeigezogene Beispiele dafür, dass ja auch dort „nicht alles schlecht“ war. Es ist vielmehr Wesentliches von diesem leider verkrüppelten Gesellschaftskonzept.

Es sind gewissermaßen die Züge seiner nicht (oder nur wenig) entstellten sozialen Gesichtshälfte: angefangen vom Recht auf Arbeit, das wir uns nicht vorstellen können, und dem Emanzipationssprung der Frau, über die durchgängige Mietpreisbindung, die umwelt- und mobilitätsfreundlichen Spottpreise des öffentlichen Nah- und Fernverkehrs und die selbstverständlich staatliche Studienfinanzierung bis hin zur einheitlichen Krankenversicherung mit ihren Polikliniken und Gemeindeschwestern, die wir jetzt zuweilen schon dabei sind „neu“ zu erfinden.

Übersehen wir nicht: All das trug mehr oder minder deutlich die Spuren einheitsparteilicher Bevormundung. In seinen Ursprungsmotiven war es aber wohl wirklich der Versuch, eine von kapitalistischer Ausbeutung freie Ordnung zu gestalten. Auch wenn jene sozialen Freiheiten die politischen letztlich nicht ersetzen konnten (wie heute umgekehrt!), sollten wir selbst uns die Frage der Autorin stellen: „Gibt es denn wirklich keinerlei Neugier auf die unvollendeten Ideen, aber auch praktischen Erfahrungen dieses Experiments, die seit der Wende auf der Straße liegen und auf diesem für sie ungeeigneten Platz zwangsläufig mit Füßen getreten werden?“ 113

Neugier wäre sicher auch angebracht im Hinblick auf die tieferliegenden Mechanismen jenes diktatorischen Machtgefüges. Dahn verweist zu Recht darauf, dass die DDR-Führung sehr wohl ihre Lehren aus dem 17. Juni 1953 gezogen und mit den Arbeitern und Bauern, die angeblich in „ihrem“ Staate herrschten, eine Art „informellen Gesellschaftsvertrag“ abgeschlossen hatte. Solange sie nämlich den potenziell mächtigen „Bär“, die werktätigen Massen, nicht zu effektivem Produktions-Tanz zwang, blieb er in seiner zwar bescheidenen, aber gleichmäßig angewärmten Kuschelecke und fühlte sich dort so unwohl nicht. Das Phänomen „Arbeiter-und-Bauern-Staat“ ist in seiner Gesamtheit offensichtlich weder mit der SED-Propaganda noch mit dem Unrechtsstaatsstempel zu begreifen

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch der Hinweis der Autorin, dass sich der Charakter eines Systems wohl darin zeige, wie es untergeht. Wie die kapitalistische Diktatur der Nazis unterging, wissen wir (weshalb selbst in den westlichen Besatzungszonen die auferstandenen Parteien den Kapitalismus zunächst für kompromittiert hielten). Zitiert wird zu dieser Frage auch der Essayist *Friedrich Dieckmann*: „Es ist fast eine Definition totalitärer Regimes“, sagt er, „dass sie von innen her nicht gesprengt werden können ... Nur in nicht-totalitären Staaten können Revolutionen stattfinden.“ Ein interessanter Gedanke.

Eigentlich wollte Daniela Dahn, wie sie selbst schreibt, *nicht* die DDR zum Thema dieses Buches machen, sondern „das Verhalten der vermeintlichen Sieger in den vergangenen zwanzig Jahren“. In diesem Sinne zitiert sie offenbar den zweieinhalb Tausend Jahre alten Aischylos: „Nur wenn die Sieger Tempel und Götter der Besiegten achten, dann vielleicht erliegen sie nicht dem eigenen Sieg.“ Zwar haben unsere Vereinigungspolitiker nach der Wende diese Weisheit zu wenig beherzigt, doch kann man dieses ihr Verhalten nur dann richtig begreifen, wenn man den geschichtlichen Platz *beider* Rivalen

aufzeigt. Genau das tut die Autorin, und deshalb ist es doch zum großen Teil ein DDR-Buch geworden. Damit führt sie uns aber auch sicher zu ihrer Kernaussage: Die Problematik des „West-Sieges“ im Kalten Krieg besteht *nicht* in einem Mangel an Klugheit und Fairness gegenüber den Besiegten, also nicht so sehr im Abriss ihrer „Tempel“. Sie besteht vielmehr in der Frage: *Was* eigentlich wurde mit der „Wende“ besiegt und was nicht?

Ohne Frage hat der sogenannte real existierende Sozialismus, dieser konkrete Gegenentwurf zur kapitalistischen Ordnung, haushoch verloren, und das wahrscheinlich endgültig. Aber: Was mit diesem falschen Sozialismus keineswegs hinweggefegt wurde, ist die *Notwendigkeit* eines Gegenentwurfs. Denn das Miteinander der menschlichen Gattung ist sowohl von seinen Akteuren wie von seiner Struktur her noch immer vor allem ein wahnsinniges Gegeneinander. Dessen Folgen waren und sind mit Kriegen und Umweltzerstörung bis heute bereits schlimm genug. Die weiteren Aussichten deuten sich als verheerend an! Dies trotz aller anderslautenden Träume und Bemühungen. Unter diesem Blickwinkel, so lautet Dahns Konsequenz, ist unser Gesellschaftsmodell, das in der langjährigen Auseinandersetzung mit dem gescheiterten Modell der DDR die Trophäe holte, geschichtlich nicht das, was man einen Sieger nennen könnte. Allenfalls zeigt es sich als Gewinner, vor allem ökonomisch verstanden.

Die Herbeiführung der Wende in den vormals pseudosozialistischen Ländern jedenfalls ist nun wirklich nicht unser Verdienst. Zudem sieht es längst danach aus, als seien die „friedlichen Revolutionäre“ der Ostländer zum großen Teil um die Früchte ihres Sieges gebracht worden. Man braucht sich nur nach der Rolle umzuschauen, die diese Kräfte heute im politischen Leben spielen. Die unblutige und dabei doch erstaunlich rasante Demontage von (Polit-)Bürokratie und Stasi hat ihnen zwar die ersehnte Freiheit gebracht, aber ganz ungewollt und unerwartet zum Preis des Ver-

lustes ihrer sozialen Sicherheit. Vielleicht war es schon immer eine Illusion, beides zu bekommen. Zu Recht fragt deshalb die Autorin: „Warum ist die Verbindung von Gleichheit und Freiheit in der Menschheitsgeschichte bisher nie geglückt?“ Auch wir hatten doch diese Verbindung entgegen manchen Behauptungen unserer Politiker und Wirtschaftswunderkapitäne nicht. Die über weite Strecken zweifellos reichliche Fütterung der ökonomisch Benachteiligten war doch wesentlich nur der Konfrontation mit dem Osten zu verdanken: „Erst mit dem sogenannten sozialistischen Weltsystem“, schreibt Dahn, „entstand die soziale Marktwirtschaft, und auf dem Exitus des Realsozialismus folgte ihre Erosion. Hingen beide an einer Nabelschnur?“

Zudem: Ausgerechnet seit jenem „Wir-sind-das-Volk“-Triumph begannen im nunmehr vereinigten Land sowohl die Demokratie als auch die sozialen Standards des Lebens zu schrumpfen. „Warum“, so lesen wir bei Dahn, „wird, wo die östliche Unfreiheit besiegt ist, die eigene Freiheit abgebaut?“ Ihre Antwort scheint treffend: „Kaum ist das Gespenst des Kommunismus aus dem Haus, tanzt die Bourgeoisie auf dem Tisch.“

Daniela Dahns Buch erteilt aber auch deutlich dem Ansinnen eine Absage, endlich einen Schlussstrich unter die DDR-Geschichte zu ziehen. Wohl kann man Menschen, die einem falschen Pfad folgten, nicht ein Leben lang stigmatisieren. Doch die Erinnerung an Irrtümer, die in Verbrechen mündeten, sollte ebenso wach gehalten werden, wie die legitimen, noch immer nicht erfüllten Sehnsüchte, die diese Menschen irren ließen. Ein Schlussstrich könnte allzu leicht notwendige Einsichten behindern. Ein Wachhalten aber fördert sie und braucht dennoch der Versöhnung nicht im Wege zu stehen. Das Scheitern des ersten Langzeitversuchs, ein besseres Miteinander zu gestalten, liegt nun zwar schon zwei Dezennien zurück, aber seine verstehende Aufarbeitung hat noch gar nicht richtig begonnen. Dabei ist diese angesichts der zunehmenden Deba-

kel unserer „siegreich“ übrig gebliebenen Welt dringend nötig. Denn der von Dahn zitierte US-Soziologe *Immanuel Wallerstein* hat sicherlich völlig Recht: „Das Ringen um die Auswahl eines neuen Systems ist jetzt die wichtigste weltweit ausgetragene Auseinandersetzung unserer Zeit.“

Wir können nur hoffen, dass dabei ganz im Sinne der Dahnschen Analyse endlich die Lehren auch aus unserer fast schon selbstmörderischen Sathheit gezogen werden. Doch eng verbunden damit bleibt nach wie vor die Erforschung jener Dickköpfigkeit, mit der im Osten Zukunftsgestaltung sowohl mit sanfter als auch mit rabierter Gewalt gegen das geschichtlich gebotene Maß betrieben wurde. Denn ob wir nun im Gefolge des Krieges nach „hüben“ oder „drüben“ geworfen waren; beide dürfen wir nicht vergessen, wenn es um den künftigen Weg geht: In einem Brutkasten, dessen Betriebstemperatur nur mit Ummauerung gehalten werden kann, wird auch ein sozialistisches Wunschkind, so es ein Frühchen ist, zum Geschöpf Frankensteins. Bei der Aufarbeitung des Ostblocksozialismus ist deshalb sicherlich weit zurückzugehen in die Geschichte der Arbeiterbewegung, mindestens aber bis zur russischen Oktoberrevolution. Nur so können wir uns ein Bild davon machen, welchen Anteil „Gene“ und Umwelt an seiner Pervertierung hatten. Wenn eine Zeit reif ist für eine Sehnsucht, ist sie es oft noch lange nicht für deren Erfüllung.

Der Abbruch des missglückten Experiments Realsozialismus war nicht nur unvermeidlich, weil die Versuchsmenschen die Laborbedingungen nicht länger ertragen wollten. Er war für uns auch das Ende eines Popanzes, das Verschwinden jenes „bösen Mannes“, vor dem man – zeitweise sogar tatsächlich - Angst haben musste. Sein Abgang hat nicht nur seine Untauglichkeit offenbart, sondern auch etliche unserer eigenen guten Seiten als lediglich konkurrenzbedingt entlarvt. Aber was das Wichtigste ist: Es hat auch die Voraussetzungen für einen neuen Anfang geschaffen. Vielleicht können wir nun mit wesentlich freie-

rem Kopf ein besseres, ein wirklich adäquates Gesellschaftsprojekt entwerfen und in Angriff nehmen.

Angenommen, von Daniela Dahn wäre uns noch zu seligen DDR-Zeiten eine Publikation dieses Zuschnitts in die Hände gekommen: Hätten wir sie dann im Westen nicht ebenso begeistert aufgegriffen wie seinerzeit Rudolf Bahros „Alternative“? Mithin verdiente doch etwas, das von uns damals gewiss hoch bejubelt worden wäre, heute zumindest ernst genommen zu werden.

Ostwald Westermann (Post über die Redaktion)